

Ernst Schmidt

Die literarische Persönlichkeit.

Rede zum Antritt des Rektorates
der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität am 15. Oktober 1909.



Hochansehnliche Versammlung!

Werte! Kollegen, liebe Kommilitonen!

Unsre Universität begeht in diesem Spätherbst ihre erste feierliche Zusammenkunft nicht heute am 15. Oktober, wie es der Brauch will, mit dem Wechsel des Rektorates, das ich jetzt durchdrungen von der hohen Verantwortung übernehme, sondern schon vor etlichen Tagen hat der umgewandelte Garten eine ernste Schar von Studenten, Lehrern und Gästen gesehen, als zu dem Denkmal des großen Naturforschers Helmholtz endlich das Standbild Heinrich v. Treitschkes sich gesellte und nach einer Weiherede aus berufenem Mund das herzliche Mahnwort meines hochverehrten Vorgängers Kahl erscholl. Demnächst wird Theodor Mommsen hinzutreten. Es liegt mir fern, die beiden Geschichtsschreiber mit einander zu vergleichen; nur soviel sei gesagt, daß jedweder darstellend die Überzeugung ausprägte, Geschichte werde von Menschen gemacht, und daß sie, pastoser der eine, mit spitzerem Stiff der andre, beide nicht „sine ira et studio“, Künstler des historischen Porträts waren. Die Stunde fordert von mir ein wissenschaftliches Bekenntnis, wenigstens Bruchstücke der Methodologie meines Faches, und ich möchte teils nur andeutend, teils verweilender und auch abschweifend, von der literarischen Persönlichkeit sprechen, wobei zugleich einiges wieder aufgenommen und nachgeprüft werden mag, was ich vor bald dreißig Jahren in jugendlichem Historismus auf dem froh betretenen Katheder Wiens über Wege und Ziele der deutschen Literaturgeschichte vorgebracht habe.

Diese in
Jahrbuch
1898

Wir können in der unschätzbaren, nunmehr fast vollendeten Allgemeinen deutschen Biographie alle Spielarten des literarischen Porträts von der individualisierenden Kunst bis zum öden Handwerk zusammengeklauter Daten und Titel, „arena sine calce“, durchmustern. Die äußerlichste Methode schüttet das bloße Rohmaterial hin in lockeren, chronologischen, keine Gestaltung und Herausarbeitung anstrebenden Fakten- und Urkundenbündeln, die etwa als „Life and letters“ nur Hilfsmittel für einen Darsteller sind und z. B. nach Forster den wirklichen Dickens-Biographen auf Grund ihrer an sich höchst wertvollen Aufschlüsse erst erwarten. Man sammelt bis in gleichgültigste Niederungen Zeugnisse der Zeitverwandten, Rezensionen, da denn in jedem wichtigeren Falle die Umstände der Äußerung, ein persönliches Verhältnis des Berichterstatters oder Kritikers, seine Vorurteilslosigkeit oder Befangenheit abzuwägen sind. Nicht minder die verschiedenen Stimmen in dem Chor, der selten einhellig ist, und alle Arten des Erfolgs von der unmittelbaren Überwältigung, dem flüchtigen Trug, der bloßen Mode bis zum langsamen, vielleicht erst posthumen Sieg. Und wie verhielt der Schöpfer sich gegenüber Urteilen des Tages? ließ er sie auf sich wirken? suchte er gar wie im siebzehnten Jahrhundert jeden Widerspruch eines „Zoilus“ mit dem vorgeworfenen Schilde freundschaftlicher und gönnerhafter Lohhudelei aufzufangen oder hatte er den „dédain du succès“, den Frau v. Staël bei Goethe bemerken wollte, dieser aber ernst leugnete? ging er durch nichts beirrt seinen Weg von Tat zu Taten? lenkte er ein? stand er Rede? Allzu freigebig schweigt unsre Gegenwart auch in bibliographischen Fundgruben, indem sie für jeden nichtssagenden Skribenten Vollständigkeit des Moders erreichen oder leicht zugängliche Journalreihen, die jeder mühelos für irgend eine Auskunfts- durchblättern kann, Stück für Stück registrieren will.

Solchen Herbarien tritt, die großen Zusammenhänge unsrer Bildungsgeschichte erhellend, doch nicht ungenügend,

Realist. Einleitung. -> Realist. Werk. -> für den Leser

ein hohes Streben entgegen, Tendenzen und Doktrinen eines Zeitalters, einer loseren oder geschlossenen Partei aus lehrhaften Bekenntnissen sei es durchgearbeiteter, sei es aphoristischer Art wie aus poetischen Denkmälern zu entwickeln und so die Gedankenarbeit von Gruppen eindringlich aufzudecken. Das Persönliche bleibt im Hintergrund. Man erfährt dabei kaum, der Denker sei doch auch ein Dichter gewesen und habe das Ziel des künstlerischen Einlebens seiner eigenen oder fraktionsmäßigen Ideen gewonnen oder verfehlt. Aber es liegt mir fern, den Wert dieser aus dem Vollen schöpfenden Synthese zu bestreiten. Sie ist fruchtbarer als eine vermeinte naturwissenschaftlich deskriptive Methode, wie sie mein lieber, durch reiches Wissen und pünktliche Beobachtung ausgezeichneter österreichischer Lehrer und Kollege Richard Heinzel übte, der mit Verzicht auf jedes Urteil wortkarg, als sei die mathematische Formel das ihm leider unerschwingliche Ideal, seine Wahrnehmungen nach einem wohlterwogenen umfassenden Schema nebeneinander schob. Der also in der „Beschreibung der isländischen Saga“ das Inventar aller äußeren und inneren Motive aufnahm und für jeden Fall aufs genaueste angab, wie in diesen Geschichten die Leute aussehn, was von ihrem Wesen und ihren Verrichtungen direkt gesagt wird, aber es seinen Lesern überließ, sich daraus ein Gesamtbild ohne Nuancen zu entnehmen, und nicht erwägen wollte, was die Wirklichkeitseindrücke für jeden Dichter im Gegensatz zum wissenschaftlichen Forscher bedeuten. So wissenschaftswert Motivschätze der Fabel, des Märchens, des Schwanks, der ältern Novelle sind, Heinzel machte gar keinen Unterschied zwischen den einzelnen Denkmälern Islands, und, was schwerer wiegt, sein vielbelesenes, lehrreiches Buch über das deutsche geistliche Schauspiel faßt unhistorisch die ganze Masse der Beobachtung ohne jede Schranke von Jahrhunderten seit dem frühen Mittelalter bis weit in die Reformationszeit unter Rubriken zusammen. Es trennt die Landschaften nicht; es sieht keine Persönlichkeiten am Werk, die doch auch in

*Wahrnehmung
des
Wahrnehmung
des*

der Gebundenheit jener liturgischen Halbdramen und vorgeschrittenen biblischen Lehrstücke aufgesucht sein wollen.

Erscheint hier der äußerste Gegensatz des Subjektivismus und schwindet der Darsteller, der noch dazu ein sehr aparter und geistreicher Mensch war, völlig hinter dem Sammler und Ordner, so waltete lang eine normierende Poetik, die von keiner doch in der Renaissance vorgedungenen individuellen Eigenrichtigkeit wußte, sondern nach ehernen Gesetzen und schlechthin gültigen Mustern, etwa eines alleinseigmachenden konstruierten Altertums, das Schaffen mit ihrer unbiegsamen Elle maß. Sie wollte ein für allemal sagen, was Rechtens sei. Der „législateur du Parnasse“, erstarkt durch eine strenge Philosophie und höfische Konventionen, herrscht mit seinen Regeln des unwandelbaren Schönen und Proportionierten, auch mit seinen negativen Geboten der Korrektheit, der Schicklichkeit. Diesen Klassizismus löste im nächsten Jahrhundert ein viel tieferer und reinerer, doch gleichfalls idealistisch konstruierter ab. Wie man noch heute von Tempelwächtern den vorwurfsvollen Ruf vernimmt: ist es denn die Aufgabe der Kunst? ... so wurde diktiert: die Kunst soll ... statt der ersten Frage: was will im gegebenen Fall der Künstler und mit welchen Mitteln sucht er das Ziel zu erreichen? Das tut z. B. Otto Ludwig für Shakespeare, doch mit der Rechtgläubigkeit des ängstlichen Autodidakten macht er seinen Dichter zum Maßstab aller Dramatik, wie dereinst Vidals Leitpruch für jeden Epiker hieß: „venerare Maronem“.

Wir haben seit Herder gelernt, Zeiten, Menschen und Gebilde zu reproduzieren und, während auch Lessing noch mit dem Kanon unverbrüchlicher Theorien und Gattungsmuster hantiert, das Sonderrecht der schöpferischen Stärke anzuerkennen, Gedanken zurückzulenken und heinzudenken in den Geist ihres Urhebers, das einzelne Werk als ein nach Zeit, Ort, Verfasser notwendiges, beseltes Wesen schmiegsam zu empfangen, ohne deshalb auf Abschätzung der Werte zu verzichten, die uns eine vergleichende Entwicklungsgeschichte

Referat: Roman der
18. und 19. Jhd.

ergibt. So regen sich denn nach Herder, neben und nach den Klassikern Weimar-Jenas die Fortschritte der Romantik in einer Kunst des aneignenden, wiedergebärenden Verstehens vom Erfassen großer innerer Gattungsgesetze und neuschöpferischer Persönlichkeiten bis ins Kleinste und Feinste der Forningebung, ja bis zur Fähigkeit, der Darstellung einen Anhauch vom Stil des Dargestellten zu leihen.

Von diesen Gaben besaß Wilhelm Grimm in jungen Jahren mehr als sein schroff zwei Sphären der Dichtung absteckender großer Bruder Jacob. Sie fehlten ganz dem sittlichen Rigorismus, den Schlosser auch in der Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts vertrat, und uns verdriest das Meistern der Persönlichkeit aus politischen und sonstigen unästhetischen Gründen bei dem heute oft sträflich unterschätzten Gerwinus, der auch mit seinen mißgünstigen Vergleichen sich den Weg zum Verständnis einer ihm fremden Persönlichkeit sperrte, wenn etwa der krause Hamann gerichtet wird, weil er kein Winckelmann ist. Und hören wir nicht auch heute noch das schiefe Verdikt: wie anders würde Schiller verfahren sein! oder von einer neuesten Warte herab die grimme Bemerkung auf einen Tageshäupling? Denn jede Zeit und jeder Kreis, auch der scheinbar liberalste, die Radikalen nicht minder als die Alorthodoxen, Griesgram und Haberecht so gut wie Gelschnabel und Naseweis haben gewisse Normen und Scheuklappen. Selbst ein so ausgezeichnete Charakteristiker wie Rudolf Haym neigt in seinen beiden literarhistorischen Hauptwerken zu einer richtenden Strenge des Urteils, die mitunter auch einen Leser, der nicht mit allen romantischen Extravaganzen oder allen Abneigungen Herders durch Dick und Dünn geht, erkälten mag, während wir andersseits nicht ohne Mitleid wahrnehmen, wie der sein Lebtag stiftersisch eingegangene D. F. Strauß den genußfrohen, halblösen Vagantennaturen Frischlins und Schubarts eine schier neidische Milde widmet.

In den Essays eines weitumfassenden und abwägenden

Meisters geschichtlicher Porträts, in Maccaulays großem Aufsatz über Warren Hastings, dessen an Licht und Schatten reiches Bild er dem „furore biographicus“ entreißen wollte, steht der Leitsatz: „Malt mich, wie ich bin, sagte Oliver Cromwell, als er dem jungen Lely saß; wenn Ihr die Narben und Runzeln wegläßt, zahl' ich Euch keinen Schilling.“ Selbst in einer solchen Kleinigkeit bewährte der große Protektor seinen gesunden Sinn und sein grandioses Wesen. Er wollte nicht, daß über dem eiteln Versuch, ihm die regelmäßigen Züge und die glatten Wangen zu leihen, wie man sie an den zierlich gekräuselten Lockenköpfen der Günstlinge Jacobs des Ersten sah, das Charakteristische seines Antlitzes schwinde. Es entsprach seiner Gesinnung, daß sein Gesicht mit allen Entstellungen, die Zeit, Krieg, schlaflose Nächte, Sorgen und auch Gewissensbisse darauf zurückgelassen, unter dem Pinsel hervorgehn sollte, zugleich jedoch mit dem Ausdruck, den seine Tapferkeit, Staatsklugheit, gebieterische Gewalt und die Sorge um das öffentliche Wohl in jeden seiner fürstlichen Züge gegraben hatten. Dies ist die Art, wie wahrhaft große Männer, die ihr eigenes Interesse verstehen, wünschen sollten, ihr geistiges Wesen im Bildnis festgehalten zu sehn.“ Und dieser Fingerzeig Maccaulays gilt auch für jede litterarische Persönlichkeit.

Mehr als von einer verblasenen Schönfärbung lernen wir immerhin von der Karikatur, denn der Haß macht nicht nur blind für das Verdienst, sondern auch scharfsichtig für die Schwächen, die ein Advocatus diaboli aufsucht und einseitig potenziert. Wenn statt der Scharfrichterei, die im Reformationszeitalter langhin alle Sekten, diese Träger religiöser Sonderbedürfnisse, verzerrt hat, wenn statt des gemeinen Pasquillanten ein Großer den Hohlspiegel ergreift, kann das Pamphlet zum Kunstwerk gedeihen wie „Götter, Helden und Wieland“ und ein Zerrbild Lessingischer Polemik sich ebenso behaupten wie seine „Retungen“. Aus tendenziösen Kämpfen der Romantiker oder der Jungdeutschen, ja vielleicht selbst aus gewissen Ent-

thronungs- und Schilderhebungsgelüsten heutiger Umstürzler — „tombeurs“ nennt man sie in Paris — auf kunstwissenschaftlichen Tummelplätzen ist Schärfung und Revision des Urteils zu lernen. Auch die Parodie heftet den Blick auf Eigenheiten oder wirkliche Unarten, die gesteigert werden, mögen die „Thesmophoriazusen“ minder diskret als das „Symposion“ einen spielerigen Agathon mimisch treffen, Aristophanes den Euripides karikiert zum Worte rufen, Gottfried von Straßburg die Sprünge Wolframs auf der Worthaide verlachen, Wilhelm Schlegel den allerdings nur für Kenner genießbaren „Wettgesang dreier Poeten“ anstimmen und die „Ehrenpforte“ für Kotzebue bauen oder neuerdings ein witziger Schalk die Condensed novels auf „berühmte Muster“ Deutschlands übertragen.

Wir sehen dem gegenüber das aus Leichenrede und Lobschrift des Altertums litterarisch erwachsene Elog, das im höheren Stil zwar Retouchen vornimmt und Allzuflüchtiges, Allzumenschliches ausscheidet, aber in die Grundfesten der Persönlichkeit eindringend ihr Wesen verewigt wie Platon seinen Sokrates. Anders hat Lohenstein an Hofmanswaldaus Bäure die Litanei begonnen: „Der große Pan ist tot!“, anders Herder einen hochtragenden Denkstein für Lessing errichtet oder Goethe die unübertreffliche Logenrede auf Wieland gehalten. Er konnte, wenn die Gelegenheit es empfahl, auch diplomatisch charakterisieren und mit gefälligen Pinsel, wobei des Belobten eigenen Sohn ihm die Farben rieb, Vossens Lyrik samt ihrem Kartoffelfeld ins artigste Licht rücken, während Schlegel sich später mit schroffen Antithesen nur an die reichlich vorhandenen Schattenseiten des Menschen und des Schriftstellers hielt. Den Kern der litterarischen Persönlichkeit möchte, der Inschrift eines Standbildes vergleichbar, die besonders von geistvollen Franzosen und Skandinavien gepflegte prägnante Formel für das ganze Wesen und Wirken herauslösen, die einen Essay beherrschen mag, aber Gefahr läuft, die Vielheit der Gaben gewaltsam und künstlich zu

verdichten. Sie will das schmückende Beiwort, das in häufigen Uncharakteristiken als „edel“ und dergleichen spukt, durch eine triftige Quintessenz ersetzen, wie wir das auch an manchen knappen und blanken Medaillen Schillers bewundern; doch Goethe preßt sein glückliches Aperçu, der Alemanne Hebel „verbaure“ die Welt, nicht aus und sammelt für Voltaire als den größtmöglichen Schriftsteller Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert zugleich eine Masse nebeneinander geordneter Schlagworte. Der höhere Panegyrikus leitet zur monumentalen Darstellung einer Persönlichkeit, großstilisiert ohne ins Vage zu fallen, so wie wir unsern Helmholz in Adolf Hildebrands Büste schauen, und es sei wiederum auf Goethe hingewiesen, dessen „Winckelmann und sein Jahrhundert“ ein erhabenes Beispiel solcher Monumentalität ist. Durch Leo und den früh vollendeten Ivo Bruns kennen wir näher eine antike Richtung des literarischen Porträts, die statt den Lebenslauf sachlich zu erzählen das Ethos der Persönlichkeit frei hinstellt oder aus ihren Taten schöpft. Goethe hat es der gelehrten, alles vergegenwärtigenden, niemals kleinen Biographie Justis überlassen, die Erlebnisse seines Helden mit jeder Begleiterscheinung von der altnährischen Schusterstube gen Dresden und Rom und zur Triestiner Blut-tat hin zu schildern und die Werke zu zergliedern, doch er hat nicht allein schon durch den Beisatz im Titel „und sein Jahrhundert“ diesen Großen in das Säkulum eingereicht, sondern ihn auch unter prägnanten Überschriften wie „Heidnisches“ sehr individuell erfaßt. Denn der Konturstil versagt sich dem Charakteristischen nicht, und die Makroskopie mit ihrer vollen Gesamtleuchtung ruft uns eine Persönlichkeit nur anders vor das Auge, als die Strichlein und Einzellichter der Mikroskopie es tun. Die Makroskopie ist in England und Amerika durch Carlyles „Heroworship“ und Emersons „Representative men“ mächtig gefördert und bei uns besonders von ihrem Herold Herman Grimm aufgenommen worden. Man begreift, daß dieser äußerste Gegner hypomnematischer

Annalen auf der Bahn des Goethischen „Winckelmann“ wandeln und eigensinnig in einer Zeit zudringender Urkunden- und Erkenntnisfülle vom Berge zum Berge schreitend seinen Blick nur auf ein paar höchsten Höhen der Weltliteratur, deren Namen und Umgebungen den Geistesaristokraten nicht schierren, ruhen lassen wollte. Gewiß, das Sprüchlein „Ein kleiner Mann ist auch ein Mann“ macht den kleinen nicht groß. Wir überschlagen den Schiffskatalog der Ilias und hatten uns an die Feldherrn. Wir sollen gewiß auch in Niederungen unter den Höhenzügen Bescheid wissen, aber manche heutige Monographien, die statt unterirdisch zu mauern alles irgend erschwingliche Material von Steinen und Kalk für die Hütte auf einen Fleck schleppen, werden nur von dem Verfasser und seinem Setzer völlig gelesen. Das Maß muß nach dem Werte berechnet sein, und wer keine Persönlichkeit ist, hat in der Literaturgeschichte wie überall nur Anspruch auf eine Statistenrolle.

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruß der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen,
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entziehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstört
Geprägtes Form, die lebend sich entwickelt.

Mit diesen sinnstärkeren Urworten hat Goethe, der geistige Mikroskopsteller, die gesetzmäßige Dauer im Wechsel einer historisch bedingten und nach ihrer Eigenart fortschreitenden Persönlichkeit ausgesprochen, davon durchdrungen, daß ein Mensch, zehn Jahre früher oder später geboren, ein anderer sein müßte, und wiederum in seinem Selbstgefühl überzeugt, „höchstes Glück der Erdenkinder sei doch die Persönlichkeit“. Auf solchen Grundätzen beruht „Dichtung und Wahrheit“ und alles, was er sonst als Autobiograph oder als Beurteiler fremder Individualität bildungsgeschichtlich vorgetragen hat.

Das, in Sprache
von Schrift und
Sinnlichkeit
also an der

Wahrheit
aber
Lektüre

Darauf fußen seine ersten Darlegungen, welche Taufgeschenke und Wegzehrungen die Zeit einem Verdenden mitgibt, worin und wie weit sie seinen besonderen Drang fördert oder hemmt, bis er in der Reife sich selbständig manifestiert; dahin zielt auch sein launiger Stammbaum, sein übertreibender Scherz, man könne von der Geistesnahrung so wenig Rechenschaft ablegen als von den Ochsen und Kapunen, „die mein Bäumchen gemästet“, oder sein Hieb gegen die Quidam von keiner Schule. Wir erhalten alles aufrecht, was, gegenüber den Autochthonen und den vom Himmel gefallenen Götterbildern als Pflicht des Historikers verkindet und geübt worden ist: die Ausstattung der Kleinen wie der Großen, der Talente wie der Genies durch Erbschaften ihres Volkes, ihres Stammes, ihres Geburtsortes, ihrer Familie von den Eltern rückwärts auch auf dunkleren atavistischen Pfaden; durch den Geist der Zeit, durch die Einwirkung der nächsten und weiteren Umgebung, der Männer und Frauen, der Freundschaft und Liebe, der unmittelbaren und mittelbaren Erziehung, der abhängigen und sich betreuenden Bildung auf allen staatlichen, religiösen, wissenschaftlichen und künstlerischen Gebieten. Schillers, Goethes, Lessings Stammbäume, durch emsige Nachforschung immer höher hinan oder in Seitenäste und zu den Epigonen geführt, sind dem Biographen willkommen, aber die Genealogie, deren Wert mein alter Freund Otokar Lorenz nicht ohne gewohnte Paradoxie geistreich gepredigt hat, gibt uns einzelne Beobachtungen an die Hand, keine Gesetze. Obwohl der Wissenschaft durchweg ein von Epoche zu Epoche wechselndes Ignoramus besser ansteht als ein festgenageltes Ignorabimus, fürchten wir, es werde für die Vererbungsgesetze beim Futurum bleiben und der Historiker stets mit der feinen Behutsamkeit walten müssen, wie soeben Erich Marcks den Einschlag des Menschenschen Blutes in das Bismarckische geprüft hat. Wir können weder Blüteperioden berechnen noch erhärten, warum nach Mischung und Wachstum geistlicher Eigenschaften, vielleicht gleichsam nach vorläufigen

Schwingversuchen der Natur in einem bestimmten Hause, da die Zeit erfüllt war, gerade dieses Individuum zur Welt gekommen ist. Oft erscheint es leicht, die Mengung vererbter Eigenschaften zu analysieren; manchmal fällt der Apfel weit vom Stamme. Ein landwirtschaftliches Bild des Ackers genügt nicht zur Erklärung geistiger Fruchtbarkeit und Brache oder des schon von antiken Philosophen wahrgenommenen Niedergangs der nächsten Abkömmlinge großer Männer. Der beherrschte Historismus mit seiner Rechnung, daß um 1620 nach allen Voraussetzungen günstiger Konstellation ein deutscher Shakespeare hätte kommen müssen, wäre nicht der große Krieg zerstörend eingebrochen, geht in die Irre; bloßes Spiel ist die Behauptung eines ruhmvollen Kollegen, Shakespeare würde im neunzehnten Jahrhundert — Parlamentarier geworden sein, da er doch ganz natürlich wiederum ein Dramatiker geworden wäre, nur anders als im elisabethinischen. Auch hab' ich schon als grüner Student mit ungläubigem Staunen den Künsten eines Historikers der Philosophie gelauscht, der aus den Zeitverhältnissen jedes „er kam“ in ein „er mußte kommen“ umbog und dann sehr komplizierte Bildungstheorien durch Scheidung dreier Perioden mit trügerischen Zwischenakten klipp und klar erledigte.

Wir wollen die Persönlichkeit nicht isolieren. Sie erbt von der näheren und ferneren Vorzeit. Sie steht als Glied einer Generation in empfangendem, widerstrebendem und begabendem Verkehr mit den Zeitgenossen, deren Gruppen wie die äußerlich, doch für unsern Bedarf notwendig eingeteilten Jahrhunderte und Perioden sich nicht gleich Schildwachen ablösen, sondern ineinander geschoben sind. Sie wirkt auf Nachbarn und Nachfahren. Und es wird zwischen den nächsten Geschlechtern immer so zugehn, wie der Spruch sagt:

Das Gewesse wollte lassen

Solche list'ge neue Besen,

Diese dann nicht gelten lassen,

Was sonst Besen war gewesen.

Wir wollen auch nicht nivellieren, also hervorragende Persönlichkeiten zwar keineswegs zu einsamen Säulenheiligen machen, doch der demokratischen Lösung des In Reih und Glied die aristokratische Ansicht der Flügelhändler und Führer entgegenstellen, in der Zeit und über der Zeit. Es tut weh, wenn Lord Byron durch einen philisterhaften deutschen Darsteller ins Pack gestoßen wird, und von Gregorovius' gezähmter, zum Alltag heruntergekommenener Lucrezia Borgia schaut man doch lieber auf die schönen Bestien in der Beleuchtung Jacob Burckhardts. Auch ein berechtigter Rückschlag gegen eine lange pathologische Verzerrung Heinrich v. Kleists oder E. T. A. Hoffmanns hat diese besonders Persönlichkeiten doch allzu sehr aufs Mittelmaß des Normalmenschen ausgeglichen.

Bleibt uns das ^{ganz in der Hand} Ingenium ein Geheimnis, so können wir seine Entfaltung in geschichtlicher Bedingtheit verfolgen und es von der gesunden abhängigen Unreife, die den angehenden Musiker oder Bildkünstler anders als den Dichter in der Schule zeigt, aber die literarische Frühzeit stets leichter charakterisieren läßt, zur eigentümlichen Leistung und Manifestation vor Mitwelt und Nachwelt aufsteigen sehen. Seit den Ansätzen des Altertums und allen späteren das Individuelle physisch und geistig mit dem Generellen verknüpfenden Kombinationsweisen, die für uns in Goethes Autobiographie gipfeln, ist es nichts Unerhörtes, sondern nur ein Extrem gewesen, wenn im Gegensatz zu Wilhelm v. Humboldts kühnem Wort, beim Genie sei die Kausalität aufgehoben, Hippolyte Taine überall nur reduzierbare Produkte zu erkennen meinte. Dieser ausgezeichnete Schriftsteller, dessen Bedeutung nicht durch den jüngsten Nachweis leichtfertiger Quellenforschung umgestoßen werden kann, betont in seinem vielberufenen Vorwort zu der wissenschaftlich schwachen englischen Literaturgeschichte: man habe seit hundert Jahren — eine sehr enge Rechnung fürwahr! — entdeckt, das literarische Werk sei nicht ein Spiel der Einbildung und die vereinzelte Laune des

heissen Kopfes, sondern ein Abbild umgebender Sitten, ein Zeichen von Geisteszuständen, so daß solche Denkmäler das Fühlen und Denken der Menschen durch Jahrhunderte hindurch ergäben. Ganz wohl, und auch seine drei Urquellen sind uns keine neue Offenbarung, die Berufung auf Darwin so naheliegend wie dereinst ein Appell an Hippokrates. Taine hat bekanntlich drei Gesichtspunkte: *la race, le milieu, le moment*. Erstens gilt es den angeborenen, erblichen Anlagen, die der Mensch samt den in Temperament und Körperstruktur gegebenen Verschiedenheiten mitbringt, und alle Grade der Begabung, bei Völkern wie im Tierreich, zeigen doch höchst beharrlich durch jede Entwicklung und Differenzierung eine Urform und unzerstörbare Verwandtschaft. Zweitens ist das Milieu zu erforschen, in dem diese Race lebt und webt, denn niemand steht allein auf der Welt, sondern die Natur und die Nebennaturen umgeben ihn, sekundäre Eindrücke wirken auf das Mitgebrachte, die physischen und sozialen Umstände mangeln ein ihnen überlieferes Naturell, das Klima im weitesten Sinne macht sich geltend, politische Mächte sind für die Völker so maßgebend wie Erziehung, Beruf, Wohnort, Lebensbedingungen für den Einzelnen. Drittens hat man mit der zeitlichen Verschiedenheit des Eindrucks zu rechnen, die sich z. B. in gewissen Idealen und Typen, in Bühnenverhältnissen usw. einer Epoche äußert; Alles stirbt, Neues ersprießt im „moment“ und es ist die Aufgabe, den Wandel der Perioden aus schöpferischen Triebkräften zu bestimmen. Diese Trias ergibt nach Taine die Psychologie eines Individuums, oft die eines Jahrhundertis, manchmal einer ganzen Race, wie er es für England leisten will, aber nicht geleistet hat mit all seinem Esprit und all seiner Methode. Worin diese Methode keineswegs originell und worin sie schief und vermissen ist, geht schon aus meinen früheren Andeutungen hervor. Die literarische Persönlichkeit betrachten wir nach deutschen Vorbildern auch ohne Taine im Hinblick auf jene drei Mächte; Engländer sind nicht anders verfahren, und Frankreich hat

gehört nicht, nicht, warum
habe ich das nicht?

gesehen
gesehen

gesehen
habe ich das nicht?
W. D. A. 5. 11. 13

der bei Sainte-Beuve bewundernswerten Porträtkunst seither nur eine noch feinere Analyse zu verleihen gewußt.

Ich nehme mir in dieser unsystematischen Gelegenheitsrede die Freiheit, hier bei Erscheinungen Halt zu machen, die uns literarische Persönlichkeiten im vollen Strome der Zeit zeigen, ihr nur scheinbares freiwilliges Verschwinden dartun und endlich gerade zu Taines Theorie zurückführen. Wir haben jeden Dichter zu fragen, wie weit er an der Entdeckung neuer Welten in uns, um uns, über uns oder auch nur bisher unbeachteter Winkel beteiligt war, ein Pfadfinder oder bloß ein Trabant. Der moderne Roman, vornehmlich der französischen, soll zum Beispiel dienen. Die Welt „Wilhelm Meisters“ mit ihrem langen Schweif innerlich sehr abweichender romantischer Nachkommen hatte sich ausgelebt, dem vagen Ideal der Tätigkeit war eine bestimmtere Fassung des Berufs gefolgt, die in den „Wanderjahren“ des greisen Goethe viel mehr abstrahierte als gestaltete Soziologie wurde seit Immermanns „Egipionen“ mit neuer Schätzung von Industrie, Landwirtschaft und Handel fester begründet und umgebildet. Auch die Poesie rechnete mit der bisher kaum erwogenen Wichtigkeit und Macht des Geldes. Wirtschaftliche Verhältnisse, Schiebungen in den Ständen, demokratische Vorstöße der wachsenden Großstädte mußten auf den Roman wirken. In England, wo später die psychologisch so reiche und feine, wiewohl kompositionslose George Eliot dem Klerus, den Landleuten, den Provinzlern neue Seiten abgewann, trat einem Bulwerschen Elegant Pelham nicht ohne advokatorischen und grotesken Überschwang, aber als warmerziger Kenner der elendesten Niederungen Londons Dickens und die kauatische Kritik der höheren Gesellschaft bei Thackeray gegenüber. In Frankreich entwickelte sich seit Stendhal, dem das Denken seiner Menschen fast alles, ihr Tun wie ihre Erscheinung fast nichts bedeutet, eine nach und nach von Neuern und Neuesten zum gänzlichen Bankbruch der Kunstform und Gestaltung getriebene Analyse gegen jedes „raconter narrative-

ment“. Balzac aber als ein Neuschöpfer des modernen sozialen Romans wünschte bisher fremde Bezirke mit allem Detail zu erobern, ohne sogenannte lyrische Lügen, ohne Rhetorik und Romantik, die freilich ungerufen noch oft genug eindrang, sogar aus melodramatischen Tiefen. Er sah ungeheuer viel und ungeheuer scharf. Er studierte das Land, die Stadt, die Straßen, die Wohnungen und witterte schon den eigentümlichen Duft oder Muff einer Behausung. Er maß die Modelle als ein Inquisitor und gab den Personen bezeichnende Namen wie Dickens, von dem er sich aber auch darin unterscheidet, daß seiner breiten Pinselführung die Manier des Engländers, gern mit einzelnen Redensarten und stereotypen äußern Merkmalen zu charakterisieren, widerstrebt. Man will vielmehr die ganze Beobachtungsmasse aufarbeiten, legt sie in Schilderungen der Gestalt, des Anzugs, der Räume bis zur ermüdendsten Genauigkeit dar oder preßt, wie Flaubert für seine Klumpfußoperation oder sein landwirtschaftliches Fest, das pehliche Studium ganzer Bibliotheken in eingepackten Auszügen zusammen. Die „Helden“ welchen Mittelmenschen, kleinen Leuten „Grandeur et décadence de César Biotteau“ lautet ein famoser Titel Balzacs; das soll offenbar an Gibbons römische Weltgeschichte mahnen, der biedre Parfumeur, der emporkommt, Bankrott macht und dann einen ehrlichen Lebenskampf führt, muß César heißen. König Lear wohnt nun als Père Goriot in der schätzbigen Pariser Pension, Gonerril und Régnan in Adels- und Finanzhotels. Wie unmodern erklärte doch der Aristokrat Alfred de Musset, er wolle nicht erzählen, wohnt Frédéric und Bernerette ihre Zeit verbringen, denn „wer möchte so alltägliche Dinge lesen? und was nützte das, da doch ein Wort genügt: sie liebten einander, sie lebten zusammen, es dauerte etwa drei Monate“. Dagegen rief Balzac im Todesjahr Goethes: wir beguckten Ary Scheffers Gretchen und übersehn die in Paris winnmelnden Geschöpfe von ganz anderer Poesie, schon gerade durch ihr ausdrucksvolles Elend! Dieser unermüdliche Beobachter erfuhr außer dem, was ihm

große und kleine litterarische Vorgänger überlieferten, den Einfluß der beschreibenden Naturwissenschaft; will er doch ein Buffon der Gesellschaft werden, exakt trotz all seinen Hyperbeln, seiner weithin nachwirkenden Schwarzseherei, seinem in Flauberts Provinz zum Fanatismus gestiegenen Haß gegen jedes wirkliche oder vermeinte Philistertum. Der „simple docteur en médecine sociale“ oder „es sciences morales“ macht seine Entdeckungsreisen in unbekannte Regionen der Familie, der Stände, des nichtpariserischen Landes. So erwächst Band auf Band eine riesige „Comédie humaine“; der Roman soll Privatgeschichte der Nation sein, und die kleinen Wechselfälle des Alltags werden so ernst genommen wie die hohe Gesellschaft und die Weltthändel unter Louis-Philippe.

Dank dem jungen Eckermann Alexis und genauer jetzt durch Massis sehen wir Balzacs Nachfolger Zola auf Grund seiner Pläne und Entwürfe bei der Arbeit. Der „roman expérimental“ ist freilich, da es hier kein Experiment gibt, theoretisch einbarer Unsinn, wie fast alles, was dieser Naturalist und Utopist gelehrt hat, dessen bis nach „Lourdes“ hin erstaunliches, dann arg versandetes Angebot cyklopischer Darstellungskraft, brutaler Wahrheitsliebe und erschöpfender Pedanterie nicht unterschätzt werden darf. Auch seine „documents humains“, ein Goncourtscher Ausdruck, sollen einfache Lebensprotokolle sein. Gleich der Titel der 1868 schon übersichtlich und genealogisch angepackten „Histoire naturelle et sociale d'une famille sous le second empire“ mahnt an Balzac. Wie dieser unbekümmert um hergebrachte Moral und Schönheit die zeitgenössische Gesellschaft dargestellt habe, so will er ohne ein buntes Personal von hierher und dorthier die Produkte der Kreuzung zweier Familien gemäß einem ausgeklügelten Stammbaum durch mancherlei Sphären und Berufe hindurch verfolgen. Hat Balzac sich auf Buffon berufen und nach Le Bretons Erweisen auch die individualistische Physiognomik und Schädellehre Deutschlands genutzt, so heftet Zola sich absurd an den großen Physiologen Claude Bernard. Wir

kennen nicht bloß z. B. die Fouriersche Quelle seiner kindischen Arbeitsorganisation der Zukunft, sondern auch die allgemeiner maßgebenden wissenschaftlichen oder halbwissenschaftlichen Werke, denen sein felsenfester Glaube an die Angeborenheit und Vererbung im Physischen und Sittlichen zuschwört, und er wird namentlich auf diesen Lucas doch wohl zuerst in Tannes besprochener Vorrede von 1863 gestoßen sein. Mit ihren Zielen deckt sich, wie man längst bemerkt hat, die Methode der „Rougon-Macquart“: entwickelt soll werden erstens die Deszendenz, zweitens die Wirkung der febernden Epoche auf eine vielköpfige Familie, drittens die physische und soziale Bedeutung der Milieus. Greifbarer als kaum irgendwo sind auf dieser Entwicklungslinie des Romans der Zusammenhang von Theorie und Praxis, die Signatur der Zeit, die litterarische Bemühung, sich selbst hinter dem völlig objektiven Werk auszuweisen, ein rücksichtsloses Vordringen der litterarischen Persönlichkeit, die auch in der dürftigen Formel vom „coin de la nature“ zuerst hieß, „création“ — „vu à travers un temperament“ sich behauptet. Ja, vordem hatte Zola gerufen, l'âme forte est la personnalité.

Ich kehre in jedem Sinne heim, auf deutsches Feld und den alten Nährboden meiner Studien. Wilhelm Scherer, des Unvergleichlichen Auffassung der litterarischen Persönlichkeit kann mit den Schlagworten des Ererbten, Erlebten, Erlernten ausgedrückt werden. Unser Standpunkt dem Ererbten gegenüber, das sich der eigenartigen Persönlichkeit in ihren ansteigenden Manifestationen unterordnet, ist bereits zur Geringfügigkeit festgesetzt. Das Erlebnis hat Dilthey, der schon früh auch unsere Litteraturgeschichte durch seinen feinen Sinn für Lebensgefühl und Lebensideal befruchteten und beselen half, gerade in den letzten Jahren über die konkreten Einzelheiten emporgezogen. Das Erlebte umfaßt die gesamte Bildung aus den Überlieferungen der Vergangenheit und den Trieben der Gegenwart, die ganze Aufnahme politischer und religiöser,

wissenschaftlicher und künstlerischer Anregungen, für den Dichter auch von Nachbarkünstlern her. Das Erlernte begreift alle Lektüre des Schriftstellers, was weder unverdaut in äußerlichen Registern abgetan noch nach Schopenhauers Wort als ein Denken mit fremdem Kopf eingeschätzt werden darf. Es meint spezieller das Verhältnis zu einzelnen Vorbildern der Kunstübung, den Theorien und Werken, den technischen Mitteln, die zur Manier oder zum Stil führen. Es will, immer mit Herausarbeitung des Neuen und Eigentümlichen, in der Analyse der Motive, der Sprache, der Metrik kraft historisch-philologischer Schulung gesucht werden. Die Stoff- und Motivgeschichte, erhoben über ein bloßes Aufstapeln, zeigt uns den Fluß von Metamorphosen und Metempsychosen, Zusammenhang, Verpflanzung aller Art und persönlichen Stempel. Das Was und das Wie stehen beisammen. Von den ersten wahrnehmbaren Keimen und plötzlichen Inspirationen an, die doch auch der Wissenschaft keineswegs fremd sind, möchten wir ein Werk durch den nun gar nicht träumerischen, sondern wachen Kunstverstand gebildet sein, und die Wirkung des ausgestalteten auf Gemeßende und Schaffende spüren. Welche Rücksicht der Epiker und besonders der Dramatiker auf gewisse äußere Forderungen der Gattung, das Ausmaß z. B., nahm und auch wie der Macher auf den Markt und die für jedes innerlich notwendige Schaffen nicht vorhandene Honorarfrage spekulierte, ist zu erwägen. Allgemeine und einzelne Bekenntnisse der Schöpfer, ihre gesamten, nur von falscher Vornehmheit oder aus privatem Eifer zurückgehaltenen oder beschnittenen Briefe und Tagebücher, die verschiedenartigen Entwürfe ihrer Werkstätten, abweichende Fassungen bis zu bloßen einzelnen Lesarten, spätere Umbildungen und Fortsetzungen geben uns reiche Aufschlüsse über abhängiges und selbständiges Wachstum, auch über ein Nachlassen des schöpferischen Vermögens. Hat der Dichter nur Eine Gattung gepflegt oder in mehreren Reichen, und mit was für Gaben und Erfolgen, gewaltet? Ist er früh hervorgetreten, hat er lange

gesäumt wie Conrad Ferdinand Meyer und Fontane oder geräumte Pausen gemacht wie Gottfried Keller, sich außer kargen Johannistrieben zeitig ausgegeben wie Uhland? War es ihm im Gegenteil vergönnt, gleich dem Schöpfer des zweiten Faust das große Wort zu erfüllen: „Geniale Naturen erleben eine wiederholte Pubertät, während andere Leute nur einmal jung sind. Daher kommt es denn, daß wir bei vorzüglich begabten Menschen auch während ihres Alters noch immer frische Epochen besonderer Produktivität wahrnehmen, eine temporäre Verjüngung.“ Diese Lehre vom neuschöpferischen Genie ist das Bollwerk, an dem jede übertriebene Verwandtschaft von Genie und Wahnsinn zerschellt. Daß Holderlins Lyrik von dem einschichtigen schwäbischen Psychiater besonders für ihre Wegscheide Licht empfängt, bleibt ein vereinzelter Fall. Gewiß wird ein Biograph körperlichen Gebresten und Aufschüttungen auch in ihren möglichen Einflüssen auf die Geistesarbeit nachgeh'n, aber wir verwerfen die neuerdings beliebten Krankheitsdiagnosen, zumal das ekle Herumschnüffeln in sexuellen Dämmertungen und wenden uns von einer aus Lombrosos Schule entsprossenen Musterung des armen Grafen Leopardi, seines Hookers und seiner mißförmigen Ohren, zum Vorwort des Meisterdelmeisch Paul Heyse und zu der zarten Nerina-Novelle Schillers kraftvolle Werke verraten keine Spur des heroisch bezwungenen Siechtums, und wär' er zu hohen Jahren gekommen, so würde er niemals gefeiert haben, wie die langstiligen Großen von den Tragikern Athens bis zu Goethe gar nicht anders als in ewiger gesunder Schöpferlust zu denken sind.

Während der ersten Jahre meiner hiesigen Tätigkeit brach ein literarischer Bildersturm herein, der sich in maßlosen Todesurteilen und neben Gärungen eines jungen Mostes in frazenhaften Gebilden äußerte. Dieser Sturm hat sich beruhigt. Trotz mancher Extravaganzen der Kritik und der Werke haben wir heut ein regeres, ernsteres Leben in der Litteratur und auf der Bühne als vor einem Menschenalter.

Die Teilnahme an gewichtigen alten und neueren, heimischen und fremden Schöpfungen neben leichter Unterhaltungsware ist verbreiteter und tiefer.

Sie, meine lieben Kommilitonen, werden der in dieser Millionenstadt herandringenden Hochflut sicherer begegnen, wenn Sie Ihr Urteil durch geschichtliche Bildung und Ansdacht für das Vernächtnis der vorausgegangenen Persönlichkeiten festigen.

